



IMPRESSUM

16. Ausgabe (Juni 2021)

HERAUSGEBER

Bischöfliches Generalvikariat
Domplatz 27, 48143 Münster

VERANTWORTLICHE REDAKTEURIN

Carolin Bartnick

REDAKTIONSTEAM

Carolin Bartnick (CAB), Christian Breuer (CB),
Michaela Kiepe (MEK), Ann-Christin Ladermann
(ACL), Anke Lucht (AL), Marleen Michel (MM),
Thomas Mollen (TOM), Tina Moorkamp (TIM),
Gudrun Niewöhner (GN)

GESTALTUNG

goldmarie design, Münster

FOTOS

AdobeStock (Goldengel (S. 24), vectorfusionart
(Titel)), Bischöfliche Pressestelle, DuMont Buch-
verlag (S. 23), hanserblau (S. 23), Johannes Hörne-
mann (S. 19, 21), Boris Kiauka, Klett Kinderbuch
(S. 23), Knesebeck Verlag (S. 23), Daniel Meyer zu
Gellenbeck, Moritz Verlag (S. 23), Privat, Shutter-
stock (S. 19), Unsplash.com (Aaron Doucett (S. 3),
Alberto Gasco (S. 3), Atte Gronlund (S. 8),
Ed Leszczynski (S. 3), Amador Loureiro (S. 3),
M. Zonderling (S. 3) Adam Whitlock (S. 22)),
Thomas Wallmeyer

KONTAKT

liudger@bistum-muenster.de
www.liudger-magazin.de

INHALT

GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHREIBT

Aus den Regionen 3

EIN LEBEN NACH DER FLUCHT

Das Wagnis eines jungen Mannes für die Religionsfreiheit 4

EINMAL ALLES NEU, BITTE

Lebenswandel: von der Klinikmanagerin zur Konventgründerin 6

LUIS WELT

Große Freiheit auf hohen Absätzen 8

ZU MEINER FREUDE

Frei inmitten der Leere 8

EREIGNISREICHE AUSZEIT

Neun Monate auf Weltreise 9

HINTER GITTERN

Lebenshilfe durch Gefängnisseelsorge 11

STAY HOME – STAY SAFE!

Auswirkungen von Corona-bedingten Freiheitsbeschränkungen 12

1 THEMA – 4 FACETTEN

Veränderungen und neugewonnene Freiheiten 14

DEM HIMMEL SO NAH

Freiheitsgefühle beim Gleitschirmfliegen 17

NACHGEFRAGT

„Wann fühlen Sie sich frei?“ 19

DAFÜR/DAGEGEN

Immunisiert gegen Corona – jetzt kennt die Freiheit keine Grenzen mehr 22

LESETIPPS

Zeit zu lesen 23

IMPULS

Von Bischof Felix Genn 24



EDITORIAL

Freiheit

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

erst zwei, dann drei – bald sind wir vier. Seit Monaten schiebe ich eine Kugel vor mir her und freue mich gleich aus mehreren Gründen darauf, dass sich das Kind darin bald seinen Weg in die große Freiheit suchen wird: Zum einen, weil meine Bewegungsfreiheit mittlerweile deutlich eingeschränkt ist und schon Banalitäten wie das Socken- und Schuheanziehen zum kleinen Kraftakt werden, und zum anderen, weil ich unglaublich gespannt auf die vielen Abenteuer mit meiner neuen, gewachsenen Familie bin.

Und was bedeutet Freiheit aktuell für Sie und Ihr Leben? Fest steht, dass das persönliche Empfinden davon in den vergangenen Monaten bei vielen von uns an Bedeutung zugenommen und sich bei einigen sogar grundlegend verändert hat. In dieser Ausgabe des Liudger finden Sie Geschichten, die einige von unzähligen Facetten dieses so subjektiven Gefühls abbilden. Im Namen des gesamten Redaktionsteams wünsche ich Ihnen viel Freude beim Lesen.

Darüber hinaus möchte ich mich an dieser Stelle in den Mutterschutz verabschieden. Nochmals herzlichen Dank an alle Kolleginnen und Kollegen, die sich dazu bereit erklärt haben, in den vier Ausgaben, die ich federführend betreuen durfte, dabei zu sein und die an der Erstellung beteiligt waren. Auch für jedes Lob und jede konstruktive Kritik aus der Leserschaft bedanke ich mich.

Ich wünsche Ihnen alles Gute und den nötigen Freiraum, um Ihrer ganz persönlichen Freiheit nachzuspüren.

Carolin Bartnick

Anmerkung

Zum Zeitpunkt der Produktion der vorliegenden Liudger-Ausgabe war die Lage der Corona-Pandemie anders, als zum Erscheinungstermin. Einzelne Aussagen können demzufolge mittlerweile inaktuell sein.

Von entspannten Tieren und beglückten Menschen

Sie passieren jeden Tag: die kleinen Zufälle und Kuriositäten, die uns ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Hier sind sechs davon.

COESFELD



Am Wochenanfang ist es immer besonders auffällig: Die Samstags- und die Montagsausgaben der 18 Lokalzeitungen warten darauf, durchgeschaut zu werden. Finden sich irgendwo Berichte, in denen über die Arbeit der Gemeinden vor Ort berichtet wird? Gibt es interessante Ankündigungen oder Projekte?

Alle Zeitungen bieten ihre Inhalte natürlich als E-Paper an. Das ist bei dieser Anzahl sinnvoll und vor allem nachhaltig. Sonst bräuchte es sicherlich gleich drei blaue Tonnen, um dem beruflich anfallenden Altpapier Herr zu werden.

Doch beim Querlesen auf dem Monitor, bei dem Blick auf die Überschriften und Fotos, verschwimmen irgendwann die Buchstaben vor den Augen und machen sich selbstständig. Da stolpere ich plötzlich über einen Selbstenthauptungskurs und kann es nicht glauben. Besser so, denn er entpuppt sich beim genauen Hinsehen als Selbstbehauptungskurs. Der Ortskern wird zu Ostern, und aus dem Jugendkloster wird ein Tugendkloster, Inhalte werden plötzlich transpiriert und nicht transportiert, die Zusammenarbeit ist weder ökonomisch noch ökologisch, sondern ökumenisch.

Und was beim schnellen Querlesen aus einem Organismus wird, überlasse ich der Phantasie der Leserinnen und Leser. (MEK)

LOHNE



Mit der nächtlichen Ausgangssperre lebten die Menschen im Landkreis Vechta angesichts des gleichbleibend hohen örtlichen Corona-Inzidenzwerts schon länger, als die Bundes-Notbremse sie ihnen bis vor kurzem auferlegte. Und anders als die Vorgabe

aus Berlin schrieb die zuvor im Kreis geltende Ausgangssperre den Aufenthalt in den eigenen vier Wänden nicht erst ab 22 Uhr, sondern von 21 bis 5 Uhr vor. Wohl dem, der vorher noch mal einen ausgiebigen Ausflug unternommen hat. Das muss sich auch der Wolf gedacht haben, der Ende März durch Lohne streifte. Offenbar ohne große Scheu, aber in völliger Unkenntnis der Örtlichkeiten und deshalb leicht desorientiert wirkend, trabte das Tier in flottem Tempo am helllichten Tag durch die Innenstadt. Ein Video, das ein Passant davon anfertigte, ging in den folgenden Tagen in den Sozialen Medien viral. Während Fachleute das Tier anhand der Bilder zweifelsfrei als Wolf identifizierten, überschlugen sich insbesondere bei Facebook die Kommentare. Inhaltlich reichte deren Spannweite sinngemäß von „Sofort erschießen!“, bis hin zu „Jemand hätte ihn an die Pfote nehmen und aus der Stadt führen müssen!“.

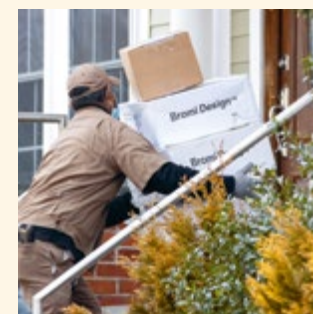
Und der Wolf? Der soll, wie man hört, die Innenstadt nach einigen Anläufen Richtung Umland und damit Richtung Natur verlassen haben. Vermutlich hockt er jetzt einsam im Wald und macht Homeoffice. Ausgangssperre halt. (AL)

UEDEM



Die Einweihung der neu gebauten Kapelle im Klever Franziskushaus hat Tom eine kleine, unerwartete Reise zurück in seine Vergangenheit beschert. Denn das Seniorenheim liegt in unmittelbarer Nachbarschaft zu Toms ehemaligem Kindergarten – und beim Anblick des Gebäudes mit der Turnhalle auf der linken Seite und den Gruppenzimmern rechts kamen bei ihm auch rund 40 Jahre nach seinem ersten Besuch dort wieder viele Erinnerungen hoch. Doch damit nicht genug: Zur Einweihung der Kapelle läutete eine Glocke mit vertrautem Klang. Einst rief sie auf der Josephshöhe in Schneppenbaum die Menschen zum Gottesdienst – und Tom, der nicht weit entfernt wohnte, zum Messdienst an den Altar. (CB)

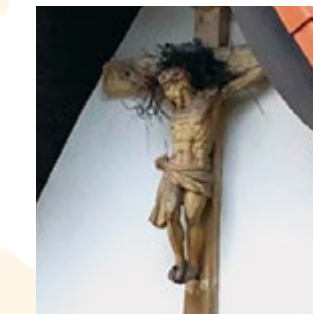
STEINFURT



Der junge Mann ist ausgesprochen höflich, zuvorkommend, und er denkt mit! Im Homeoffice wird der Postzusteller zu einem guten Bekannten. Kaum jemanden sieht man so oft und so regelmäßig. Und manchmal ist er fast der Einzige, mit dem man bis zum Feierabend ein paar Worte von Angesicht zu Angesicht gesprochen hat.

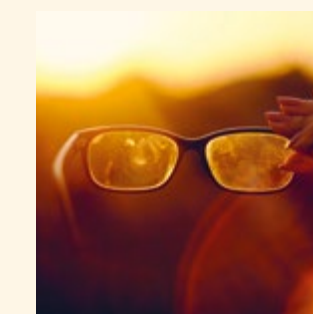
Klar, der Postbote klingelt natürlich nur an, weil er Pakete abliefern möchte. Eine Diskussion ums Onlineshopping ist in der Pandemiezeit sicher ebenso angebracht wie immer, aber die Möglichkeiten, an eine neue Jeans und ein Paar Sneaker zu kommen, sind momentan nun mal begrenzt. Wenn allerdings der erwähnte Zusteller mit seinem gelben E-Mobil auf der vielbefahrenen Straße kurz anhält, um zu fragen, ob jemand zu Hause sei, weil er ein Päckchen habe, oder er kurz vor Ende der Schicht auf dem Weg ins Postdepot spontan noch mal vorbeischaut, um die Retouren mitzunehmen – dann, ja, dann ist der Postzusteller wirklich ein guter Bekannter. (GN)

MÜNSTER



Kinder gehen ja generell mit einem etwas wachernen Blick durch die Welt. Das zeigte sich neulich wieder bei einem Sonntagsspaziergang durch Wolbeck. An der St.-Nikolaus-Kirche legte meine zweieinhalbjährige Tochter plötzlich eine abrupte Vollbremsung mit ihrem Laufrad hin. „Mama, warum hat Jesus auf einmal so lange Haare?“, fragte sie mich sichtlich irritiert. Es dauerte ein wenig, bis der Groschen bei mir gefallen war. Auf dem Kopf der Jesusstatue am Seitenschiff hatte es sich eine Taube in einem großen Nest aus Stöcken und Moos zum Brüten bequem gemacht. Ihr lauschiges neues Zuhause sah von Weitem tatsächlich aus, als hätte Jesus eine Frisur aus jahrelang gezüchteten Dreadlocks. Sei es drum: Er kann einfach alles tragen. (CAB)

MÜNSTER



Die Kombination aus Maske und Brille ist einfach nichts für mich: Wenn ich beides trage, ist meine Brille immer beschlagen. Im Winter habe ich der Einfachheit halber regelmäßig meinen Wollschal zur Hilfe genommen, um mir einen klaren Durchblick zu verschaffen. Das war eine schlechte Idee, denn jetzt ist mein linkes Brillenglas zerkratzt, und ich sehe sogar ohne Maske leicht verschwommen. Weil sich auch die Sehstärke verschlechtert hat, muss jetzt eine neue Brille her.

Auf dem Weg zum Brillengeschäft komme ich in einen Schauer. Klitschnass beschlägt meine Brille beim Betreten des Ladens natürlich sofort. Inzwischen habe ich mir aber ein spezielles Antibeschlag-Spray gekauft. Ich wende es sofort an und suche mir ein neues Gestell aus. Auf dem Weg nach Hause gerate ich in den nächsten Regenguss und bemerke den Nachteil des Sprays: In Kombination mit Regen bildet sich ein Schmierfilm auf den Gläsern. Nein, die Kombinationen aus Maske, Brille und Regen ist wirklich gar nichts für mich. (TIM)

Geheim- dienst in der Kirche



Diskriminiert – verfolgt – verhaftet. Eritrea gehört zu den Ländern, die weltweit am stärksten in die Freiheit der Religionsausübung eingreifen. Daniel Zenawi hat in seinem Heimatland miterlebt, wie katholische Schulen beschlagnahmt und Menschen aufgrund ihres Glaubens eingesperrt worden sind. 2015 flüchtete der 26-Jährige nach Deutschland. Er wohnt nun in Everswinkel und lebt ein Leben in Freiheit.

Beitrag von Ann-Christin Ladermann

Es hat Zeiten gegeben, da konnte Daniel Zenawi von Freiheit nur träumen. Zum Beispiel, als er in Eritrea im Gefängnis saß, weil er bei seiner Flucht an der Grenze aufgehalten worden war. In völlig überfüllten Zellen und unter menschenunwürdigen Bedingungen wurde er eingesperrt, zusammen mit anderen, die aufgrund ihrer religiösen Überzeugung inhaftiert wurden. „Sie haben nichts getan, außer auf der Straße das Wort ‚Jesus‘ zu sagen“, berichtet der 26-Jährige.

Wie sein Vater hat auch Daniel Zenawi ab der neunten Klasse in einem Kapuzinerkloster in Dekmhari gelebt, wo er die kloster-eigene Schule besuchte. „Meine Familie ist sehr, sehr gläubig“, sagt er. Ein Grund, weshalb der junge Mann Angst um seine Eltern und seine fünf Geschwister hat, die in einem kleinen Dorf in Eritrea leben. Denn auch ohne sichtbare Gitterstäbe war für den jungen Eritreer in seiner Heimat kein freies Leben möglich. Und das, obwohl er als Katholik einer der vier vom Staat anerkannten Glaubensgemeinschaften angehört. Nach Angaben der eritreischen Regierung ist je etwa die Hälfte der Bevölkerung christlichen und muslimischen Glaubens. Unter den Christinnen und Christen gehört die Mehrheit der eritreisch-orthodoxen Kirche an. Die katholische Kirche schätzt den Anteil ihrer Mitglieder auf etwa vier Prozent.

„Die Wirklichkeit ist eine andere.“

Seit Eritrea 1993 offiziell seine Unabhängigkeit von Äthiopien erklärt hat, gibt es staatliche Bemühungen, die kirchlichen Aktivitäten im Land einzuschränken. Die Politik in dem nordost-afrikanischen Land wird von der eritreischen Staatspartei „Volk-front für Demokratie und Gerechtigkeit“ („People's Front for Democracy and Justice“/PFDJ) bestimmt, deren Parteivorsitzender



Die Gemeinschaft im Glauben bedeutet Daniel Zenawi viel. Er freut sich, wenn wieder größere Treffen der eritreisch-katholischen Christinnen und Christen möglich sind.

Isayas Afewerki gleichzeitig Staatspräsident und Regierungschef ist. Mangels Verfassung gibt es keine rechtlich garantierte Religionsfreiheit. Nach den Vorstellungen der PFDJ sei Eritrea ein säkularer Staat, der sich in Religionsfragen neutral verhält, sagt Zenawi, „aber die Wirklichkeit ist eine andere“.



So dürfen sich die Katholikinnen und Katholiken nur in der Kirche versammeln. „Es kann sein, dass der Geheimdienst in der Kirche ist und den Priester mitnimmt, wenn er einen regierungskritischen Satz sagt“, berichtet der Eritreer von Vorfällen, die er erlebt hat. Katholische Krankenhäuser hat der Staat längst enteignet und verstaatlicht. „Die Armee ist damals in die Krankenhäuser gekommen, und die Soldaten haben Patienten und Ärzte gewaltsam nach Hause geschickt“, weiß Zenawi aus Erzählungen. „Wer in Behandlung war, wurde auf die Straße gesetzt, sogar Menschen, die auf Sauerstoff angewiesen waren.“ Auch der Religionsunterricht sei den Verantwortlichen des Staates ein Dorn im Auge. Schulen, die von katholischen, aber auch von islamischen und protestantischen Gemeinden getragen werden, habe der Staat beschlagnahmt.

Militärdienst ohne Perspektive

Obwohl den Religionsgemeinschaften politische Aktivitäten untersagt seien, hätten die katholischen Bischöfe Eritreas mehrfach regierungskritische Hirtenbriefe veröffentlicht, zeigt sich Zenawi beeindruckt von dem Mut der Bischöfe: „Nach den letzten Verstaatlichungen der Schulen haben sie geschrieben: ‚Wenn das nicht Hass gegen Glauben und Religion ist, was dann?‘“.

Zenawi hat in seinem Heimatland ein sehr gutes Abitur abgelegt. Sein Plan: „Studieren, um meinem Land etwas zurückzugeben.“ Wie alle Schülerinnen und Schüler absolvierte er das letzte Schuljahr im militärischen Ausbildungslager Sawa. Doch er weiß, dass es oft nicht bei diesem einen Jahr bleibt. „Meistens wird der Militärdienst verlängert, ohne dass man weiß, wie lange.“ Hinzu kommen Zwangsarbeiten und geringe Löhne.

„Die Armee ist damals in die Krankenhäuser gekommen, und die Soldaten haben Patienten und Ärzte gewaltsam nach Hause geschickt.“

Daniel Zenawi

Mit 18 Jahren sah Zenawi keine Zukunft für sich in seiner Heimat. „Alles in meinem Land war dunkel.“ Er wagte die Flucht. Nach zwei gescheiterten Versuchen, über die Grenze zu kommen, gelang sie ihm endlich. Zu dem Zeitpunkt wusste Zenawi noch nicht, wie hart die nächsten sechs Monate werden würden. Über Äthiopien, Sudan, Libyen und Italien floh er nach Deutschland. „Die Fahrt über das Mittelmeer war eine Katastrophe“, sagt er und beschreibt das Unbeschreibliche: „200 Personen auf einem viel zu kleinen Boot, der Motor ist kaputt gegangen, Panik ist ausgebrochen, ein Hubschrauber kam, und man hat uns zugerufen, dass wir ruhig bleiben sollen, bis uns ein großes Schiff nach Sizilien gebracht hat.“

Musik als Sprache der Gefühle

Seitdem hat der junge Eritreer „ein besseres Leben“, wie er sagt. Seit 2015 lebt er in einem Flüchtlingsheim in Everswinkel und lernt seit drei Jahren den Beruf des Zahntechnikers. Kraft gibt ihm die Musik: „Ich habe ein eigenes Keyboard, auf dem ich sehr oft spiele. Musik hilft mir, Gefühle auszudrücken.“ Jeden ersten Sonntag im Monat fährt er nach Münster, wo er sich mit anderen eritreisch-katholischen Christinnen und Christen trifft, um in der Krypta der St.-Antonius-Kirche Gottesdienst zu feiern. „Hier müssen wir nicht aufpassen, sondern können unseren Glauben frei leben“, sagt Zenawi mit leuchtenden Augen. „Es klingt komisch, aber ich fühle mich in Deutschland wie neu geboren. Für mich ist mein Leben hier ein Leben in Freiheit.“ ▲

Fotos von Ann-Christin Ladermann (3), Privat (2) und AdobeStock (Bumble Dee (2)); Illustration „Afrika“ von goldmarie design



Hintergrund

Die nicht implementierte eritreische Verfassung von 1997 garantiert in Artikel 19 Freiheit des Gewissens, der Religion, der Meinungsäußerung sowie Bewegungs-, Versammlungs- und Organisationsfreiheit. De facto ist keine einzige dieser Freiheiten im heutigen Eritrea gewährleistet. Seit mehr als einem Jahrzehnt gehört Eritrea



Dieser Rosenkranz-Ring hat Daniel Zenawi auf seiner Flucht begleitet. Unzählige Male hat er mithilfe der Erhebungen im Ring gebetet. Bis heute trägt ihn der 26-Jährige am Finger.



Zuletzt 2019 kamen die eritreisch-katholischen Christinnen und Christen zu ihrem jährlichen, mehrtägigen Treffen in Frankfurt zusammen.

damit zu den Ländern, die weltweit am stärksten in die Freiheit der Religionsausübung eingreifen. Vier Glaubensgemeinschaften werden vom Staat anerkannt: die eritreisch-orthodoxe Kirche, der sunnitische Islam, die katholische Kirche und die evangelisch-lutherische Kirche. Es ist allerdings fast unmöglich zu ermitteln, wie viele Gefangene in Eritrea derzeit aufgrund ihrer religiösen Überzeugungen festgehalten werden. Eine Änderung dieser Situation ist unter der derzeitigen Regierung auch nach dem im Sommer 2018 erfolgten Friedensschluss mit Äthiopien nicht zu erwarten.

Von der Klinikmanagerin zur **Konvent-** **gründerin**



Schwester Andrea nahm sich die Freiheit,
ihr Leben komplett zu ändern

Beitrag von Gudrun Niewöhner

Sie war im Management einer Augsburger Klinik, hatte ein eigenes Haus und andere Annehmlichkeiten, die mit einem gut bezahlten Job verbunden sind. Und doch fehlte Schwester Andrea etwas: „Bei allem, was gut war, gab es doch eine Leere.“ Durch Zufall lernte sie bei einem Auslandsaufenthalt die Gemeinschaft der „Franziskanerinnen Töchter von Pater Pio“ kennen. Sie nahm sich die Freiheit, ihr Leben umzukrempeln, wagte das Abenteuer, verkaufte in Deutschland alles – und ging nach Benin. 2019 kam Andrea Höltervenhoff, wie sie mit bürgerlichem Namen heißt, zurück aus Westafrika nach Reken, wo ihre Eltern leben. Eigentlich nur zum Heimatbesuch. Doch sie blieb. Ihr Orden hat die Einladung von Bischof Dr. Felix Genn angenommen, im Bistum Münster – genauer gesagt im Pfarrhaus von St. Nikomedes in Steinfurt – mit zwei Mitschwestern einen Konvent zu gründen.

Schon während ihrer Schulzeit am Gymnasium der Mariannhiller in Maria Veen drängte es Schwester Andrea in die Freiheit der Ferne, wenn die Missionarinnen und Missionare aus ihrem Alltag berichteten. Das Abi-Zeugnis in der Tasche hielt sie nichts mehr im Münsterland. Nur den Eltern zuliebe kam sie nach einem Freiwilligen Sozialen Jahr in Bolivien wieder nach Deutschland und machte eine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in Datteln. Der Drang, aus der Enge der Heimat auszubrechen, blieb. „Für mich war immer klar: Ich möchte schnell wieder weg“, erinnert sie sich.

Schwester Andrea hörte von einem Projekt der „Cap Anamur“-Gründer Christel und Rupert Neudeck in Benin. Das deutsche Ehepaar hatte nach seiner erfolgreichen Hilfe für die vietnamesischen Boat-People einen Verein gegründet, um sich weltweit für Menschen in Not zu engagieren. Alles ging sehr schnell. Drei Jahre lang leitete die Münsterländerin die Krankenstation, die das deutsche Ehepaar damals in Westafrika unterstützte. Dann



*Schwester Andrea liebt das
Leben in „ihrem“ Benin.*



Schwester Andrea ist die erste und bisher einzige europäische Novizin der „Franziskanerinnen Töchter von Pater Pio“.



Die gynäkologische Station des Krankenhauses in Benin ist bestens für die Versorgung von Frauen ausgestattet.

zog es die junge Frau nach München, wo sie einen Studienplatz in Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Gesundheits- und Sozialmanagement bekommen hatte. „In Afrika ist mir bewusst geworden, dass ich etwas mitgestalten möchte. Das Studium sollte mir dafür das notwendige Wissen vermitteln.“ Den Kontakt nach Westafrika ließ sie in dieser Zeit nie abreißen.

Auch in der Chefetage einer Augsburger Fachklinik nicht, in der sie später angestellt war – mit einem strammen Arbeitstag, viel Verantwortung und wenig privater Freiheit. Im Krankenhaus gab es Franziskanerinnen, an deren Gebetszeiten die Managerin teilnahm. Selbst in einen Orden einzutreten, diesen früheren Gedanken hatte Andrea Höltervenhoff eigentlich längst verworfen: „Ich wollte in der Welt die Nachfolge Christi leben.“

Mal wieder als Vertretung in Benin lernte sie 2009 eine junge Frau kennen, die als Ärztin in der Krankenstation arbeitete. Diese gehörte dem Orden der „Franziskanerinnen Töchter von Pater Pio“ an, einer jungen Gemeinschaft, die von einem Priester in Benin gegründet worden war und der heute 104 Schwestern angehören. Das soziale Engagement, die franziskanische Spiritualität – all das faszinierte Andrea Höltervenhoff, die inzwischen in Augsburg zwar zu Hause, aber nicht beheimatet war.

Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit sich selbst entschied sie, sich die Freiheit zu nehmen, ihrem Leben nochmals einen ganz neuen Dreh zu geben. Als erste und bislang einzige Europäerin trat sie vor sechs Jahren als Novizin in den Orden ein. Und plötzlich war ihr Leben afrikanisch. „Vorher war ich als Entwicklungshelferin in Benin – und jetzt als Teil einer Gemeinschaft.“ Schwester Andrea musste sich an Manches gewöhnen. Auch an das Chaos in einer afrikanischen Küche: „Da stehen die Töpfe und Teller nicht so geordnet nebeneinander wie bei uns“, erzählt sie schmunzelnd.

Sie half, in Benin zwei Schulen aufzubauen und ein Krankenhaus zu reaktivieren. Für die Menschen da zu sein, ihnen Wege aus der Armut zu zeigen, Bildung zu ermöglichen und Familien zu begleiten – die Werte des Ordensgründers liegen Schwester Andrea am Herzen. Deshalb war sie zunächst zurückhaltend, als sich ihre afrikanische Mitschwester nach einem Besuch am Münster'schen Domplatz begeistert vom Wunsch des Bischofs zeigte, sich im Bistum Münster niederzulassen. Doch dann stellte sich die 49-Jährige den Ordensregeln. Dass das große Pfarrhaus von St. Nikomedes genügend Platz bietet, ist so etwas wie eine Fügung. Die „Franziskanerinnen Töchter von Pater Pio“ leben dort nicht zurückgezogen, sie möchten sich einbringen in das Gemeindeleben: „Das war unserem Gründer wichtig.“

Und das möchten die Schwestern in Steinfurt umsetzen. Doch nach vier Wochen in der alten Heimat – Schwester Andrea hatte sich gerade eingerichtet – brachte das Corona-Virus alle Pläne durcheinander. Plötzlich war der Alltag im Münsteraner Clemenshospital, wo sie auf der Pädiatrie-Station als Kinderkrankenschwester arbeitet, ein völlig anderer. Kurzerhand bezog sie in der Klinik ein Appartement, um sich den Fahrtweg zu sparen. Zurzeit kommt sie nur ab und zu nach Steinfurt. Ab Januar 2022 soll das anders werden: „Sobald es die Pandemie-Lage erlaubt, werden meine beiden afrikanischen Mitschwestern und ich als Konvent im Pfarrhaus einziehen.“ ▲

Fotos Privat (6)



Musik und Kultur sind den Novizinnen wichtig.



Frische Farbe: Die Novizinnen tragen gelegentlich auch Rosa.

Große Freiheit auf hohen Absätzen

Die Freiheit ist zurzeit in aller Munde, oder – um es konkreter zu machen – in jeder Talkshow sowie jedem zweiten Tweet oder Post in den Sozialen Medien. Dort und an vielen anderen Orten öffentlicher Debatte wird je nach Sichtweise lautstark der Niedergang individueller Freiheitsrechte beweint oder die Beschneidung derselben eingefordert.

Lui hat sich dazu bislang wenig Gedanken gemacht – möglicherweise mangels Zugehörigkeit zur Fangemeinde der High Heels. Das Tragen von Stöckelschuhen nämlich, so äußerte es einmal Designer Christian Louboutin, sei Ausdruck der Freiheit, feminin aufzutreten – auftreten im wahrsten Sinne des Wortes.

Dass Louboutin Stilettos als ultimativen Ausdruck der Freiheit lobpreist, verwundert nicht. Schließlich legte der Designer mit dem von ihm feilgebotenen sündhaft teuren, rot besohlenen und schwindelerregend hohen Fußwerk den Grundstein seines genauso schwindelerregend hohen Vermögens. Und Geld macht seinen Besitzer durchaus frei.

Offenbar ist vollständige Freiheit demnach schwindelfreien Frauen und Männern mit dem modischen Mumm eines Jorge Gonzáles vorbehalten. Plattfüßler wie Lui hingegen gucken in die Röhre. Andererseits haben Sneakerfans vielleicht den Vorteil, auf die Beschneidungen ihrer Freiheit durch die Corona-Regeln mental besser vorbereitet zu sein. Was man nicht kennt, vermisst man nicht.



Während in Luis Unterbewusstsein Marius Müller-Westernhagen – noch so ein Turnschuh-Träger, kein Wunder, dass er solche Lieder zum Besten gibt – sein berühmtes „Freiheitsheer“ intoniert, denkt Lui über die vielen schon vor Corona bestehenden Einschränkungen der persönlichen Freiheit nach: Die beste Hälfte von allen hat anlassbedingt immer mal wieder auf Einhaltung nächtlicher Ausgangssperren gedrängt – Bußgelder wurden indes bisher nicht verhängt. Und Kontaktbeschränkungen wurden Lui schon in Kindheit und Jugend elterlicherseits gelegentlich auferlegt: „Mit dem oder der triffst du dich besser nicht, die haben keinen guten Einfluss auf dich!“. Zum Glück waren auch in diesem Fall Verstöße nicht bußgeldbewehrt.

Unterm Strich ist wohl nicht jedes quengelnde Aufbegehren gegen aktuelle Zumutungen ein heroischer Einsatz für die Freiheit. Tatsächlich scheint es vielen modernen Freiheitskämpfern in unseren Breiten vor allem ums Prinzip oder um das eigene Wohlbefinden zu gehen. Und da ist Lui sich auch ohne öffentliche Diskussion sicher: Das Wohlbefinden ist in Sneakern immens größer als in Stöckelschuhen. Freiheit für die Füße! ▲ (AL)

In den vergangenen Monaten habe ich mir des Öfteren Gedanken darüber gemacht, was Freiheit für mich bedeutet. Dabei merkte ich, dass sich meine Definition von Freiheit verändert hat: Vor der Covid-19-Pandemie war der Inbegriff von Freiheit für mich das Reisen. Das hätte ich zu jeder Uhrzeit ohne mit der Wimper zu zucken gesagt. Mit den zunehmenden Einschränkungen bekam Ungebundenheit jedoch plötzlich eine völlig andere Bedeutung.

Heute, nach mehr als einem Jahr mit coronabedingten Einschränkungen, empfinde ich Freiheit in allem, das ich mit meinen Freunden und meiner Familie teilen kann. Egal, wie wenig gemeinsame Zeit wir haben: Es sind die Momente, in denen ich ein „Zusammen“ spüre, die mir das Gefühl von frei sein und Freiheit vermitteln. Wie zum Beispiel vergangenes Wochenende, als ich mit einer Freundin telefonierte und wir uns mal wieder darüber unterhielten, wie einsam einige Momente derzeit sind. Kurzerhand holte ich sie zu Hause ab und fuhr mit ihr an einen See ganz in der Nähe. Dort angekommen packten wir unsere Decke auf einem Steg aus, beobachteten die Sonnenstrahlen, die auf dem Wasser reflektierten, hörten Musik und fühlten uns inmitten der Leere frei. Ein Freude-moment, den wir beide teilten, der uns gut tat und den ich in diesen Zeiten noch einmal mehr zu schätzen weiß.

Freiheit ist universell und für jeden Menschen mit etwas anderem verbunden. Ihre Facetten können sich mit der Zeit ändern. Wir dürfen nur nie vergessen, an sie zu glauben und sie uns zu bewahren. ▲ (MM)

Zu meiner
Freude

Neun **Sehnsuchts-** **länder** auf der Reiseroute

Gudrun Meiwes ist neun Monate um die Welt gereist

„Die Welt ist einfach wunderschön.“ Gudrun Meiwes ist schon immer gerne gereist. Mal mit ganz viel Freiheit und ohne Zeitdruck verschiedene Länder auf eigene Faust zu erkunden, das war ihr großer Traum: „Der Alltag ist sonst immer durchgetaktet, alles ist genau geplant“, sagt die Leiterin des Referats Seelsorge in kritischen Lebenssituationen im Bischöflichen Generalvikariat. Sie nahm ein Sabbatjahr – und im Juli 2019 ging es gemeinsam mit ihrem Partner los. Einmal um die Welt, in neun Monaten.

Beitrag von Gudrun Niewöhner

„Wir wollten einfach bleiben können, wo es uns gefällt“, schaut Meiwes auf die ersten Überlegungen zu ihrer Auszeit zurück. Ihr Wunsch: „Sowohl die Länder kennenzulernen, als auch Kontakt zu den Menschen und deren Kulturen zu bekommen. Und das nicht erst im Rentenalter.“

Zwei Jahre haben sie und ihr Partner an der Reiseroute getüftelt: „Zunächst haben wir überlegt, in welche Länder wir gerne möchten und wann es jahreszeitlich Sinn macht, dorthin zu reisen.“ Nachdem ihre Sehnsuchtsländer feststanden, gab es einiges an Formalitäten zu regeln: Einreisebedingungen, Visa, Impfungen. Gebucht haben sie nur den ersten Flug und Unterkünfte für ein paar Tage. „Alles andere sollte sich entwickeln.“

Südafrika

Die erste Landung brachte das Paar nach Kapstadt. Einen Monat lang durchquerten sie Südafrika: „Die Landschaft, das Licht – einfach fantastisch“, gerät Meiwes beim Erzählen ins Schwärmen. Aber auch mit den dunklen Seiten des Landes wurden sie konfrontiert: mit den Auswirkungen der Apartheid. Bei einer Führung durch Kapstadt waren sie noch deutlich sichtbar.

Tansania

Nächster Stopp: Tansania. Die Reisenden erkundeten das ostafrikanische Land mit öffentlichen Verkehrsmitteln – eine beschwerliche und sehr abenteuerliche Weise. Eine Busfahrt von 300 Kilometern ging beispielsweise nur über Schotterpisten. „Viermal musste der Fahrer einen geplatzen Reifen wechseln.“ Heute kann Gudrun Meiwes darüber schmunzeln. Nach 14 Stunden endlich am Ziel angekommen, waren sie



Gudrun Meiwes und ihr Partner am Kap der Guten Hoffnung, wo der indische und der atlantische Ozean aufeinander treffen



Unterwegs im Süden von Tansania



Bischof Beatus C. Urassa aus der tansanischen Diözese Sumbawanga bei der Kollekte nach einer Firmung



Traumhafte Landschaft: die Halong-Bucht im Norden von Vietnam

völlig verstaubt. Das wenige Gepäck auch. Viel dabei hatten sie auf ihrer Reise nicht: „Wir haben nur das Notwendigste in zwei Taschen gepackt.“ Das musste reichen. Schließlich bewegten sie sich rund um den Äquator in der tropischen Klimazone.

Uganda

Weil sie von vielen Backpackern gehört hatten, dass das Land so schön sei, ging es für die Steinfurter nicht direkt weiter nach Äthiopien, sondern spontan nach Uganda. „Die Vegetation und die Vogelwelt dort sind fantastisch“, ist die Begeisterung darüber bei Meiwes noch immer zu hören. Noch nie habe sie so viele Ananas-, Kaffee-, Tee- und Bananenplantagen und so viel pures Grün gesehen. Übernachtet haben die Weltenbummler in sehr unterschiedlichen Quartieren – mal im Hotel, mal in Pensionen, aber auch in Privatunterkünften oder einfachen Hütten. „Je nachdem, was es vor Ort gab.“

Äthiopien und Bolivien

Letztes Ziel auf dem afrikanischen Kontinent war Äthiopien, bevor es weiter nach Bolivien ging: „Ein unglaublich buntes und faszinierendes Land“. Auch ein Jahr nach ihrer Rückkehr möchte Meiwes keine Rangliste der Länder aufstellen, die sie besucht haben: „Alle haben ihre eigenen Reize.“ In La Paz, der mehr als 3.500 Meter hoch gelegenen Andenstadt, besuchten sie Freunde, bestaunten das weltweit größte städtische Seilbahnnetz und standen am Ufer des Titicacasees.

Chile

In Chile setzten sich die beiden Reisenden noch einmal in den Flieger, um nach Feuerland zu kommen. Chiles Hauptstadt, Santiago, erlebten die Steinfurter als „brodelnden Kessel“ mit vielen Unruhen und protestierenden Menschen.

Neuseeland

Nächstes Ziel: Neuseeland. Meiwes genoss dort besonders die Leichtigkeit des Lebens und das Urlaubsgefühl: „Die Menschen dort sind sehr freundlich und locker.“

Bali

Ein spirituelles Erlebnis war die Zeit auf Bali. „Ursprünglich wollten wir noch andere indonesische Inseln bereisen. Dann hat es uns so gut gefallen, dass wir einfach nicht wieder weg wollten.“ Folglich blieben sie. Meiwes und ihr Partner haben sich nie hetzen lassen. „Wir haben das jeweilige Land erkundet, sind viel gewandert, haben beeindruckende Menschen kennengelernt, sind in verschiedenen Meeren geschwommen – und haben einfach die Seele baumeln lassen.“ Genauso, wie sie es sich gewünscht hatten. Ohne auf die Uhr schauen zu müssen.

Vietnam

Von Vietnam aus flogen sie schließlich zurück in den Alltag nach Deutschland. Und das kurz vor knapp: Viele Flüge waren wegen der Corona-Pandemie bereits gecancelt worden.

Für die besondere Zeit und die vielen einmaligen Erlebnisse ist Gudrun Meiwes sehr dankbar. Auch für die riesige Gastfreundschaft und die große Hilfsbereitschaft, die sie erleben durften. „Jedes Land, jede Begegnung ist bis heute eine große Bereicherung für mein Leben. Glücklicherweise bestehen einige Kontakte weiterhin.“ Von den Erinnerungen zehrt sie. Der Perspektivwechsel habe ihren Blick geweitet. Die Bedrohung der Weltmeere durch Plastikmüll und die Bedeutung von Bildung als Chance, aus der Armutsspirale herauszukommen, seien ihr noch bewusster geworden: „Es ist nicht egal, was wir tun. Wir können mit unserem Handeln etwas erreichen.“ Durch die Eindrücke – besonders in den ärmeren Ländern – sei sie demütiger geworden, zieht Meiwes ein Fazit ihrer Weltreise: „Man weiß jetzt noch mehr zu schätzen, wie gut es uns in Deutschland geht.“ Dazu gehört auch die Freiheit, reisen zu können. ▲

.....
Fotos von Thomas Wallmeyer (7)



Zwei bolivianische Männer in landestypischer Tracht im Gespräch



Der Hindutempel „Pura Tanah Lot“ – der Tempel im Meer – an der Südwestküste der indonesischen Insel Bali

„Manchmal schmeckt die Freiheit wie ein saures Bonbon“

Reiner Rosenberg betreut die Insassen der Justizvollzugsanstalt Kleve



Beitrag von Christian Breuer

Es ist ein massiver Einschnitt in das Leben eines Menschen, wenn er ins Gefängnis muss. Pastoralreferent Reiner Rosenberg, 62 Jahre alt, ist katholischer Seelsorger in der Justizvollzugsanstalt (JVA) Kleve. Aus vielen Gesprächen mit Häftlingen weiß er: „Welchen Wert Freiheit hat, spürt man erst, wenn sie einem genommen wird.“ Hinter Gittern ist plötzlich alles anders. Der Tagesablauf ist komplett vorgegeben, der Inhaftierte kann nicht länger entscheiden, was er wann tut. „Man bestimmt nicht, wann man isst und was auf den Teller kommt, kann nicht wählen, zu welchem Friseur man gehen möchte“, zählt Rosenberg einige der Dinge auf, die zu den Selbstverständlichkeiten des freien Lebens zählen. „Das ist alles plötzlich nicht mehr da, die Selbstbestimmung geht verloren“, erklärt der Seelsorger.

Mit diesem Verlust der Freiheit gehen die Menschen ganz unterschiedlich um. Einige verzweifeln, andere werden aggressiv, und wiederum andere tragen die neue Situation mit Fassung. Allen ist gemein, dass sie mit der Zeit realisieren, wie reduziert das Leben plötzlich nur noch stattfindet. Rosenberg

bietet diesen Menschen an, sie seelsorglich zu begleiten. Und hat festgestellt, dass die Freiheit außerhalb der Gefängnismauern auch eine Belastung sein kann. „Einige Inhaftierte merken erst in der JVA, wie anstrengend die Freiheit draußen war“, berichtet er, „hier drinnen spüren Viele so etwas wie eine Befreiung von dem Druck, den Drogen, den Existenzsorgen und all den Zwängen, die draußen ihr Leben bestimmt haben.“ Die Freiheit außerhalb der Gefängnismauern kann also ebenso als Belastung empfunden werden, wie für einige Menschen der Verlust der individuellen Freiheit hinter Gittern eine echte Chance sein kann. Das habe viel mit der jeweiligen Lebensgeschichte zu tun.

Rosenberg versucht die Häftlinge darauf vorzubereiten, nach der Haftzeit wieder Verantwortung für sich selbst zu übernehmen und mit der neuen Freiheit verantwortungsvoll umzugehen. „Freiheit bedeutet dann auch, zu der Einsicht zu kommen, das eigene Leben wieder auf die Reihe bekommen zu wollen“, berichtet der Pastoralreferent. Es sei wichtig, die eigenen Stärken und Grenzen zu erkennen und zunächst Verantwortung für sich und sein Leben zu übernehmen. Sich dem zu stellen und sich neu zu sortieren, das sei das oberste Ziel. Dann sei die unfreiwillige Auszeit im Gefängnis eben keine verlorene, sondern eine gut genutzte Zeit.

„Freiheit“, erklärt der Seelsorger, „fällt einem nicht in den Schoß. Wir haben sie von Gott erhalten. Doch sie ist Geschenk und Last zugleich.“ Ein junger Häftling, mit dem er vor einiger Zeit ins Gespräch kam, drückte es so aus: „Wenn man im Gefängnis ist, dann stellt man sich die Freiheit großartig vor. Aber wenn man draußen ist, dann schmeckt dieses Bonbon ziemlich sauer!“ ▲

Fotos von Christian Breuer (1) und Achim Pohl (4)

Alexandra Klima berichtet aus ihrem Alltag
in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung

Wie **Freiheits-** **beschränkungen** das Leben verändern können

Beitrag von Ann-Christin Ladermann

Maskenpflicht, Kontaktverbot, Ausgangsbeschränkungen: Was würden wohl alte Denker wie Sokrates und Platon dazu sagen? „Für diese Philosophen war klar, dass Freiheit untrennbar mit Vernunft verknüpft ist“, weiß Alexandra Klima, Ehe-, Familien- und Lebensberaterin (EFL) aus Rheine. Sokrates und Co. würden also vermutlich nicht von massiven Freiheitseinschränkungen sprechen, sondern die Beschränkungen als der Notsituation angemessen sehen, weil die Vernunft den Menschen zum Guten leitet. So philosophisch geht es in Klimas Beratungsalltag nicht zu. Doch der Begriff Freiheit hat auch in den Beratungen der EFL seit Beginn der Corona-Pandemie einen höheren Stellenwert bekommen.

„Wenn wir über Freiheit sprechen, sprechen wir immer auch über die Grundbedürfnisse Autonomie und Bindung“, erklärt die Beraterin. Die Pandemie mit den politischen Entscheidungen führe vor allem bei Paaren häufig zu einem ständigen Abwägen, bisweilen zu einer Ambivalenz dieser beiden Grundbedürfnisse. „Liebe hat mit Bindung zu tun, aber um die Selbstständigkeit zu bewahren, braucht es Abgrenzung“, verdeutlicht sie. Konflikte könnten besonders dann entstehen, wenn einer mehr Nähe braucht und der andere mehr Distanz. „Durch das, was wir aktuell nicht tun können, also durch diese auferlegte Nähe verbunden mit dem Wegfall der Freizeitaktivitäten, kommt diese Diskrepanz stärker zum Vorschein“, beobachtet Klima.

Das kann positive und negative Folgen haben. Beides hat Alexandra Klima in den vergangenen Monaten mehrfach erlebt. Gerne erinnert sie sich an ein Paar, das sie schon vor Beginn der Pandemie ein Jahr lang begleitet hatte. Viele Ge-

sprache hatten sie geführt, doch die Autonomie des einen Partners war so stark ausgeprägt, dass die Beiden trotz 20 gemeinsamer Jahre keine Zukunft mehr sahen und sich trennten. Dann kam Corona. „Im Sommer, also nach dem ersten Lockdown, haben sie sich bei mir gemeldet. Sie hätten wieder zusammengefunden“, freut sich die Beraterin. Was war der Grund? „Das Bedürfnis nach Freiheit konnte der eine Partner aufgrund der Einschränkungen im Lockdown nicht in der Form ausleben, wie er glaubte, es zu brauchen. Er ist in sich gegangen und hat erst durch die Trennung, das Alleinsein-Müssen, nachempfunden, was wir im Jahr vorher erarbeitet hatten.“

Dass Krisen zusammenschweißen, erlebt Alexandra Klima vor allem bei Paaren, die schon länger zusammenleben: „Sie haben häufig das Bedürfnis, die Krise gemeinsam zu bewältigen.“ Bei frisch verbundenen Paaren kristallisierte sich in einer solchen Ausnahmesituation dagegen schneller heraus, ob es funktioniert oder nicht.

Doch längst nicht nur Paare fühlen sich in ihrer Freiheit eingeschränkt. In Erinnerung geblieben ist der EFL-Beraterin eine junge Frau, die während des ersten Lockdowns mehrmals Kontakt zu ihr aufnahm. Deren Vater war an Krebs erkrankt und starb innerhalb von zwei Wochen im Krankenhaus. „Dieser jungen Frau wurde der Zugang verwehrt, sie durfte nicht Abschied nehmen. Das ist ein einschneidender Freiheitsentzug“, sagt Klima. Dabei sei ein guter Abschied entscheidend für den Trauerprozess, weiß sie. Die drastischen Einschränkungen, vor allem während des ersten Lockdowns, könnten bei Menschen, die Traumas erlebt haben, langfristige Folgen haben.

Dass die Maskenpflicht eine zumutbare Freiheitseinschränkung ist, haben in den ersten Monaten der Pandemie gleich mehrere Gerichte bestätigt. Wer gesundheitliche Einschränkungen hat, kann sich dies ärztlich bescheinigen lassen und ist befreit. Dass andererseits die Pflicht, eine Maske zu tragen, etwas mit einem Menschen machen kann, hat die

EFL-Beraterin bei einer Klientin erlebt. Diese leidet an Asthma und chronischem Husten, das Tragen des Mund-Nasenschutzes bedeutet für sie Luftnot, das Nicht-Tragen – beobachtet von den Mitmenschen – puren Stress. „Sie geht also seit mehr als einem Jahr kaum noch aus dem Haus“, gibt Alexandra Klima ein weiteres Beispiel dafür, wie die Einschränkungen in Einzelfällen die Freiheit beschneiden können. „Für diese Frau war eine Telefonfreundschaft, die sie durch eine Zeitungsanzeige gefunden hat, eine wichtige Ressource“, berichtet sie.

Die Folgen der Pandemie – die Erziehungs- und Verhaltenswissenschaftlerin wird in ihrem Beratungsalltag nahezu täglich damit konfrontiert. „Für viele ist die Corona-Krise eine erschütternde Erfahrung“, weiß sie. Besonders Menschen, die bereits vor anderen Herausforderungen im Leben stehen, zum Beispiel Trauernde, Kranke oder Alleinerziehende, könne das veränderte Nähe-Distanz-Verhalten zusätzlich belasten. Sorge bereitet der EFL-Beraterin auch die Beobachtung, dass viele Menschen zunehmend mit sich selbst beschäftigt sind. Das dürfe nicht zu einer Entsolidarisierung führen, worunter dann vor allem Minderheiten leiden würden. „Je mehr wir uns darauf vorbereiten, desto besser können wir reagieren“, blickt Alexandra Klima in die Zukunft. Sie bleibt, wie es ihrer persönlichen Lebenseinstellung entspricht, trotz allem optimistisch: „Auf die eigenen Stärken besinnen und den Blick auf die positiven Dinge richten – das ist immer wichtig und gerade jetzt in der Pandemie eine unverzichtbare Einstellung, um mit der Krise und den Freiheitseinschränkungen resilient umgehen zu können.“ ▲

Fotos von Achim Pohl (1) und Unsplash.com (Malicki M. Beser (1), Taylor Deas-Melesh (1))

„Auf die eigenen Stärken besinnen und den Blick auf die positiven Dinge richten – das ist immer wichtig.“

Alexandra Klima



Ehe-, Familien- und Lebensberaterin Alexandra Klima half während der Corona-Pandemie zahlreichen Menschen, Kraft und neuen Mut zu schöpfen.

Und plötzlich ist alles anders

Veränderungen und neugewonnene Freiheiten

Manchmal ändern sich Lebensumstände von alleine – manchmal hilft man aktiv nach. Fest steht: Mit Veränderungen gehen häufig neue Freiheiten einher. Ob diese immer nur positiv empfunden werden? Vier Kollegen aus dem Bistum Münster berichten über ihre Erfahrungen mit neugewonnenen Freiheiten.

Zeit für Familie und Enkelkinder

Von der neugewonnenen Freiheit, im Ruhestand zu sein

1 Hubert Lemken muss nicht lange überlegen: „Das Schönste am Ruhestand ist, dass der Wecker nicht mehr morgens um 6 Uhr klingelt“, sagt er lachend und zwinkert. 32 Jahre lang war Lemken Geschäftsführer des Kreisdekanats Kleve – am 30. Juni 2019 ist er in den Ruhestand gegangen. „Ich habe noch viele Kontakte aus meiner Arbeitszeit, aber auch einen guten Abstand zu meiner früheren Tätigkeit“, blickt er auf die vergangenen beiden Jahre zurück. Das sei, gibt Lemken zu, anfangs schwierig gewesen, denn an vielen Stellen waren privates und berufliches Engagement eng miteinander verbun-

den. Was ihm geholfen hat: „Ich war nach meinem Abschied nur noch einmal im Büro, um etwas zu regeln, aber danach nie wieder“, erzählt er. Alle weiteren Besprechungen seien telefonisch oder bei ihm zu Hause erfolgt.

„Für mich war klar, dass ich erstmal keine ehrenamtlichen Projekte annehme, die in Zusammenhang mit meiner bisherigen Tätigkeit stehen, sondern dass ich die freie Zeit mit meiner Familie und meinen Enkelkindern verbringe“, sagt Lemken. Die Tage einfach geruhsamer angehen zu lassen – diese Freiheit kostet Lemken inzwischen gerne aus. Er genießt es, zu Fuß oder



Hubert Lemken (rechts) genießt in seinem Ruhestand vor allem die gemeinsame Zeit mit seiner Familie und seinen Enkelkindern.

mit dem Fahrrad am Niederrhein unterwegs zu sein und sich seiner großen Leidenschaft, der Musik, zu widmen. Corona-bedingt kann er aktuell zwar nicht mit einer größeren Gruppe auftreten, er begleitet aber – meist mit einem weiteren Musiker – regelmäßig die Gottesdienste in der Clemenskapelle und in der Marienbasilika seiner Heimatstadt Kevelaer musikalisch.

Dort hat er sich Anfang 2020 dann doch zu einem Ehrenamt überreden lassen: Lemken gehört dem Vorstand der Schulte-Staade-Stiftung an, die die kirchlichen Zwecke des Marienwallfahrtsortes Kevelaer fördert und sich für die Verschöne-

rung der Stadt einsetzt. „Richard Schulte Staade hat meine Familie und mich über lange Zeit begleitet, deshalb habe ich diese Aufgabe gerne übernommen – auch wenn sie viel Zeit beansprucht“, sagt Lemken. Und so gilt es nun, Kontakte zu knüpfen, Verwaltungsarbeit zu koordinieren und zum Wohle der Wallfahrt für die Stiftung zu sprechen. Gelernt ist eben gelernt. ▲ (CB)

Unabhängig durch Integration

Von der neugewonnenen Freiheit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen



Für Dominik Konert bedeutet die Arbeit an der frischen Luft Freiheit pur.

2 Freiheit. Das sind für Dominik Konert seine Arbeit in der Heilig-Geist-Stiftung in Dülmen und das selbstbestimmte Leben in seiner eigenen Wohnung. „Ich arbeite gern draußen. Dabei fühle ich mich viel wohler als in der Werkstatt, wo ich in der Montage beschäftigt war“, begründet der 27-Jährige. Auf dem großen Gelände rund um das Altenheim ist immer viel zu tun. Weite Rasenflächen, viele Hecken und Blumenbeete. Seit zwei Jahren unterstützt Konert das vierköpfige Team, das alles in Schuss hält.

„Schon in der Schule habe ich Praktika bei Garten- und Landschaftsbauunternehmen gemacht“, berichtet Konert. Nach dem Besuch der Maximilian-Kolbe-Schule in Nordkirchen arbeitete er zunächst in den Caritas-Werkstätten in Nordkirchen und Lüdinghausen. „Ich kann nicht gut lesen und rechnen. Ich habe eine Lernschwäche. Aber ich fühle mich fit“, sagt er. Er mag die verschiedenen Aufgaben, findet seine Arbeit abwechslungsreich und liebt es, an der frischen Luft zu sein. „Und abends kann ich

sehen, was ich geschafft habe“, sagt er mit Blick auf die Buchenhecke, unter der er gerade das Unkraut zupft. „Wenn Kolleginnen oder Kollegen Hilfe im Haus brauchen, dann bin ich auch da“, ergänzt er mit einem Lächeln. Jederzeit könne er mit seinen Fragen auf die anderen Mitarbeitenden zugehen. „Sie unterstützen mich immer“. Angestellt ist Konert weiterhin bei den Caritas-Werkstätten. „Der Integrationsdienst begleitet mich und kommt ab und zu vorbei. Ich bin froh über diese Möglichkeit“, gibt der junge Mann zu.

Neben der Arbeit genießt er das selbstbestimmte Leben in einer eigenen Wohnung. 50 Quadratmeter stehen ihm zur Verfügung. „Vorher habe ich in einer Wohngruppe gelebt. Jetzt bin ich frei und kann machen, was ich möchte“, freut er sich. Er brauche es beispielsweise, nach dem Feierabend erst einmal abzuschalten und runterzukommen. Diese Möglichkeit und Ruhe habe er nur in seinen eigenen vier Wänden. Unterstützung erhalte er im Alltag vom Team des „Ambulant begleiteten Wohnens“ der Caritas. Neben der Arbeit ist Konert gern mit dem Fahrrad oder seinem Roller unterwegs. „Ich habe den Führerschein Klasse L. Damit darf ich auch kleine Trecker mit Anhänger fahren und sogar Mähdrescher“, berichtet Konert, der sich für Landmaschinen interessiert. Die Mähdrescher seien ihm jedoch zu groß und mit zu viel Technik ausgestattet. Dennoch schaue er sich alle zwei Jahre begeistert auf der AGRITECHNICA, der Weltleitmesse für Landtechnik in Hannover, um. In seiner Freizeit trifft er sich gern mit Freunden und geht feiern, und er liebt es, die Kirmes zu besuchen. „Doch das ist zurzeit wegen Corona alles nicht möglich“, bedauert er.

Die ganz große Freiheit erlebte Konert während seiner Schulzeit vor sieben Jahren. Denn da war er Teil des deutschen Teams bei den Weltwinterspielen der Special Olympics in Südkorea. „Ich habe in Pyeongchang im Ski-Langlauf drei Medaillen gewonnen: zweimal Gold und einmal Bronze“, berichtet er voller Stolz.

▲ (MEK)

Zwei Zimmer, Küche, Bad, Balkon

Von der neugewonnenen Freiheit, zu Hause aus- und in die Azubi-WG einzuziehen

3 Klar haben die beiden einen Putzplan in ihrer Küche hängen – auf dem steht nur nichts drauf. Felix Machek (20) und Maurice Lammers (21) haben ihren Haushalt „eigentlich auch so ganz gut im Griff“, wie die beiden lachend berichten, „meistens ist es relativ sauber.“ Die beiden Auszubildenden beim Bischöflichen Generalvikariat sind im September 2019 in die sogenannte „Azubi-WG“ an der Frauenstraße in Münster gezogen und fühlen sich hier sehr wohl.

Für beide ist es die erste eigene Wohnung. Als Maurice hörte, dass die unter den Azubis begehrte WG frei sei, zögerte er nicht lange und fragte Felix, den er kurz vorher bei einem Azubiausflug kennengelernt hatte, ob er Lust habe, mit ihm dort einzuziehen. Obwohl der Kaufmann für Büromanagement, der aktuell ein Duales Studium zum Betriebswirt absolviert, erst nach seiner Ausbildung zu Hause ausziehen wollte, sagte er sofort zu. „So eine Chance darf man sich nicht entgehen lassen“, sind sich beide einig. Nun genießen sie ihre neugewonnenen Freiheiten in zwei Zimmern, Küche, Bad, Balkon fernab von zu Hause: Niemand beschwert sich mehr, wenn abends spontan Besuch vorbeikommt oder wenn es mal ein bisschen lauter wird. Außerdem ist es nur ein Katzensprung in die Münsteraner Altstadt mit all ihren Bars und Ausgelmöglichkeiten. Auch wenn die jungen Männer Corona-bedingt schon länger nicht mehr um die Häuser ziehen konnten, gefällt ihnen das sonst so trubelige Großstadtleben. Kurz nach ihrem Einzug haben sie selbst eine große Party geschmissen, zu der sie die Azubis aus allen aktuellen Lehrjahren eingeladen hatten. „Zu Hause hätte das mit Sicherheit Stress gegeben“, grinst Maurice.

Trotzdem zieht es beide regelmäßig in die Heimat zurück. Maurice, der in Kürze seine Ausbildung zum Verwaltungsfachangestellten abschließen wird, fährt jedes Wochenende nach Ibbenbüren, um Freunde zu treffen und sonntags mit seiner



In ihrer WG ist immer was los: Maurice Lammers (links) und Felix Machek

Mannschaft Fußball zu spielen. Felix ist ebenfalls regelmäßig daheim in Nottuln. „Ich bin immer gerne zu Hause und dann aber auch wieder froh, wenn ich zurück nach Münster in die WG komme und meinen Tagesablauf alleine planen kann“, erzählt er. Auf Dauer zurück zu Mama und Papa zu ziehen, kommt für keinen mehr in Frage. Lieber wuppen sie im Wechsel Lästigkeiten wie das Leerräumen der Spülmaschine und Müllheruntertragen, bestellen sich was vom Lieferservice, wenn sie keine Lust haben, selbst zu kochen, joggen über die Promenade und laden gemeinsame Freunde zum Fußballgucken in ihr 64 Quadratmeter großes Reich ein. Mittlerweile verbindet die beiden eine enge Freundschaft. Darüber, dass sie die WG in absehbarer Zeit wieder räumen müssen, möchten sie jetzt noch nicht nachdenken. Viel lieber planen sie gemeinsame Trips – nach Hamburg oder Mallorca zum Beispiel. Sobald Reisen wieder möglich sind, soll es losgehen. Bis dahin sind sie in ihrer Bude in Münsters Innenstadt aber sehr zufrieden. ▲ (CAB)

Ex-Kinderzimmer als Büro und Fanzone

Von der neugewonnenen Freiheit, wenn die Kinder aus dem Haus sind

4

Unter diesem Dach in einer Doppelhaus-hälfte in Rhede war früher immer viel los: Martin Wißmann und seine Frau Renate wohnen hier, sie haben vier Töchter großgezogen. Und das schon seit jungen Jahren: Beide waren noch im Studium, als 1987 Pia und 1989 Rita das Licht der Welt erblickten.

Für den frischgebackenen Vater war es eine Selbstverständlichkeit, sich mit um die beiden Mädchen zu kümmern, damit auch seine Frau ihr Studium und das anschließende Anerkennungsjahr absolvieren konnte. Damit war er einer der wenigen Männer, die lange vor Einführung von Erziehungszeiten und -geldern daheim blieben, um in Vollzeit die Kinder zu betreuen und zu versorgen. „Ich habe es damals sehr genossen, mit den beiden Großen, die damals noch ganz klein waren, zu Hause zu sein“, blickt der 60-Jährige lächelnd zurück. 1993 und 1997 kamen seine „beiden Kleinen“ hinzu, Franca und Anna.

Längst ist es ruhiger im Haus geworden: Die vier jungen Frauen sind mittlerweile ausgezogen und stehen auf eigenen Beinen: Pia hat Grundschullehramt studiert und lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern ganz in der Nähe. Ebenso wie Rita, die Gymnasiallehrerin ist und auch bereits eine Tochter hat. Franca ist nach einem Auslandssemester in Großbritannien und einem Jahr auf Weltreise aktuell in

den letzten Zügen zweier Masterstudiengänge in Medienwissenschaft und Ökologie. Anna studiert wie ihre beiden ältesten Schwestern auf Lehramt. Die beiden Jüngeren kehren regelmäßig zu ihren Eltern nach Rhede zurück und bleiben gelegentlich für ein paar Nächte. Auch die Älteren kommen oft mit ihren Familien zu Besuch. „Dann bringen vor allem die Enkelkinder für kurze Zeit wieder richtig Leben in die Bude“, freut Wißmann sich. Durchgehend trubelig wie früher ist es aber dennoch nicht mehr im Hause Wißmann. „Einerseits ist es schön, wenn man sieht, wie die Kinder ihre eigenen Wege gehen, andererseits greift hin und wieder eine gewissen Form von Leere und Schwermut um sich, wenn man durch das Haus geht und sich denkt: ‚Hier war mal mehr los‘“, berichtet Wißmann.

Erste leerstehende Kinderzimmer wurden nach und nach umfunktioniert: Aus Pias ehemaligem Reich ist ein Fußballzimmer mit blauem Schalke-Sofa, Beamer und einer riesigen Leinwand geworden. Seit Wißmann, der in der Abteilung Medien- und Öffentlichkeitsarbeit des Bischöflichen Generalvikariats für den Bereich Rundfunk verantwortlich ist, im Homeoffice arbeitet, steht dort auch sein Schreibtisch. Seine Frau nutzt ein anderes ehemaliges Kinderzimmer für ihre Arbeitsunterlagen und für die Nähmaschine. Die übrigen Räume, eine Etage höher, werden zu Gäste- und Spielzimmern, wenn Franca und Anna sie mal gar nicht mehr brauchen.

Trotz der Freiräume ohne Kinder im Haus kommt beim Ehepaar Wißmann keine Langeweile auf: Die beiden nutzen ihre wiedergewonnene Freiheit für Reisen, etwa ausgiebige Wanderungen an der Ahr, für das gemeinsame Singen und Musizieren oder für die Pflege von Freundschaften. „Meine Frau und ich genießen es natürlich auch, dass wir nach dem Auszug unserer Töchter mehr Zeit haben, an die frühen Erfahrungen unserer Zweisamkeit anzuknüpfen“, erzählt Wißmann. „Da wir früh angefangen haben mit dem Kinderkriegen, gibt es jede Menge Nachholbedarf“, fügt er augenzwinkernd hinzu. ▲ (CAB)

Genießen ihre Urlaube zu zweit, wie hier auf Norderney im Januar 2020: Martin und Renate Wißmann



LIUDGER

KANNSTEN GLAUBEN

DER BISTUMSPODCAST

MIT ANN-CHRISTIN LADERMANN



KATHOLISCHE
KIRCHE
BISTUM MÜNSTER

Kirchenmusiker Niklas Piel berichtet im Bistums-Podcast „kannste-glauben“ über seine Leidenschaft zum Instrument des Jahres 2021 – die Orgel.

www.kannste-glauben.de

FREI wie ein Vogel

Rike Bartmann fühlt beim Gleitschirmfliegen grenzenlose Freiheit

Beitrag von Ann-Christin Ladermann

Das Adrenalin leistet ganze Arbeit. Keine Stelle in ihrem Körper, die nicht kribbelt, wenn sie die ersten Schritte den Hang abwärts macht – und plötzlich ins Leere tritt. Ein paar Schritte in der Luft, dann ins Gurtzeug setzen und los fliegen. Nach dem Start weicht die Aufregung, ein Glücksgefühl breitet sich in Rike Bartmann aus. Dann endlich spürt die 35-Jährige dieses Gefühl, das selbst diejenigen, die lieber Bodenkontakt behalten, mit dem Gleitschirmfliegen verbinden: ein Gefühl grenzenloser Freiheit. So ist es Bartmann bisher bei fast jedem ihrer rund 160 Flüge ergangen. Drei Jahre liegt ihr erster mittlerweile zurück. Die pädagogische Referentin bei der Katholischen Landesarbeitsgemeinschaft Kinder und Jugendschutz NRW ließ sich damals von einem Freund zu dem Abenteuer überreden. Daniel Meyer zu Gellenbeck, Leiter des Referats religionspädagogische Ausbildung der Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten im Bischöflichen Generalvikariat, lebt seinen Traum vom Fliegen



Das Gleitschirmfliegen verleiht Rike Bartmann ein Gefühl von grenzenloser Freiheit.

schon länger. Gezielt ging er auf Bartmann, die er von ihren Tätigkeiten als Bildungsreferentin bei der Katholischen Studierenden Jugend (KSJ) und im „Netzwerk TrO“ (Tage religiöser Orientierung) kannte, zu. Diese Luftsportart könne der Münsteranerin gefallen, glaubte er. Er sollte recht behalten.

Rike Bartmann ist im Sauerland mit dem Bild von Gleitschirmfliegern am Himmel aufgewachsen. In der Flugschule ihres Vertrauens namens „Papillon“ in Elpe, dem Nachbarort ihres Heimatdorfes, lernte sie 2017 die Grundlagen des Gleitschirmfliegens, darunter Starten, Steuern und Landen. „Das erste Mal keinen Boden unter den Füßen zu haben war ein unbeschreibliches Gefühl“, erinnert sich Bartmann und fügt lachend hinzu: „Dabei waren es vielleicht höchstens vier Meter, die ich geflogen bin.“ Daraus sollten schnell größere Distanzen werden. Nach dem Aufbaukurs und etlichen Höhenflügen hielt die angehende Pilotin ihre sogenannte A-Lizenz in den Händen, die zum freien Fliegen berechtigt.

Gehört Bartmann sonst eher zu den mutigen Menschen, geht sie es beim Fliegen lieber vorsichtig an. „Ich fliege gerne begleitet“, sagt sie, „es gibt mir Sicherheit, wenn ein Fluglehrer unten steht, mich in der Luft im Blick hat und mir – wenn erforderlich – über Funk Hinweise geben kann.“ Diese Begleitung, dazu eine Gruppe Gleichgesinnter und ein einzigartiges Panorama findet die Münsteranerin in Südtirol. Fünf Mal war sie in den vergangenen zweieinhalb Jahren für Flugwochen auf der Lüsener Alm. Die Landschaft, die Natur, die Stimmung und die Menschen – all das verleiht ihr ein Heimatgefühl, und sie spürt: „Hier kann ich frei sein. Am Boden und in der Luft.“

Auf der Alm beginnt Bartmanns Tag gegen 6 Uhr – für viele ein wohl wenig befreiendes Gefühl. Doch trotz Urlaub gibt es für die 35-Jährige in dem Moment nichts Schöneres. „Ich bin dann so erfüllt von Vorfreude und Aufregung, dass ich ohnehin nicht mehr schlafen könnte“, sagt sie. Ein Bus fährt sie und die anderen Pilotinnen und Piloten auf 1.600 Meter hoch. Dann heißt es: Schirm ausbreiten, Helm aufsetzen, Rucksack und Geschirr anlegen, und schon kann es

losgehen – immer auf der Suche nach Hangaufwinden und Thermiken. Letzteres ist das Zauberwort für lange, hohe und weite Flüge – jedes Mal eine Herausforderung für Bartmann: „Aber wenn ich diese warme Luft dann gefunden habe und kreisend bis unter die Wolken-decke aufsteige, ist es einfach nur atemberaubend.“ Die Beine überkreuzt, ganz entspannt sitzt sie dann in ihrem Rucksack, die schneebedeckten Dolomiten vor Augen, „wie ein Vogel, weit weg von der Zivilisation und verbunden mit der Natur“, beschreibt sie.

Neben dem einen oder anderen Stoßgebet, das Bartmann vor einem Start nach oben schickt, verspürt sie beim Fliegen vor allem Dankbarkeit. „Manchmal sage ich einfach in den Himmel hinein: ‚Danke, dass ich hier bin und so etwas Großartiges erleben darf.‘“ Und dann geht sie mit ihren Augen auf Entdeckungstour. „Ich bin schon so oft in der Gegend geflogen, dass ich bei jedem Flug bewusst versuche, etwas zu entdecken, das mir vorher noch nicht aufgefallen ist“, erklärt die Pilotin. Und immer wird sie fündig: das Gemüsebeet der alten Dame auf dem Hof neben der Alm, die Schülerinnen und Schüler, die Pause haben und auf dem Schulhof spielen. „Manchmal höre ich sogar den Pausengong“, sagt sie lachend.

Es ist dieses Gefühl von Freiheit in der Luft, das sie gedanklich abschalten lässt. Der Alltagsstress gerät in Vergessenheit. Dazu gehört auch das obligatorische Landebier nach einem Flug, ein fester Bestandteil beim Gleitschirmfliegen, um mit Fliegerkameraden die Erlebnisse zu teilen. Bartmann hat die grenzenlose Freiheit aber nicht nur in Südtirol erlebt. Auch an der Dune du Pyla an der französischen Atlantikküste inmitten von 50 weiteren Gleitschirmfliegern hat sie im vergangenen Jahr diese Erfahrung gemacht. Egal wo, Rike Bartmann ist sich sicher, dass sie dieses Freiheitsgefühl für immer begleiten wird. ▲

.....
Fotos von Boris Kiauka (Papillon Paragliding (1)), Daniel Meyer zu Gellenbeck (1) und Shutterstock (Elenamiv (1))

„Danke, dass ich hier bin und so etwas Großartiges erleben darf.“

Rike Bartmann

Das Gefühl von Freiheit ist individuell. Darum fragte Liudger die Kolleginnen und Kollegen aus dem Bistum für diese Ausgabe:

„Wann fühlen Sie sich frei?“



Ellen Rütter

Verbundleiterin, St. Mariä Himmelfahrt Kleve

Ich fühle mich frei, wenn ich frei von Terminen und Verpflichtungen die Natur in meinem Garten oder nahegelegenen Wald genieße und meine Zeit selbstbestimmt gestalte. In Bezug auf meine Arbeit fühle ich mich frei, wenn ich mein Tagespensum geschafft habe und ich meine Zeit mit der Familie verbringen kann.

Christian Gerdes

Leiter Fachstelle Kirchenrecht,
Bischöflich Münstersches Offizialat Vechta

Frei fühle ich mich, wenn die Balance von ‚frei sein von‘ und ‚frei sein für‘ stimmt. Immer dann, wenn weniger Zwänge, weniger Müssen und Sollen im Spiel sind und an deren Stelle das Wollen, Können und Dürfen treten. So entstehen Momente, in denen ich mich frei fühle, die für mich und andere ein Gewinn sind. Ehrenamtliche Tätigkeiten sind für mich zum Beispiel solche Momente.



Klaus Bruns

Pastoralreferent, St. Josef Kamp-Lintfort

Es ist für mich eine riesige Freiheit, mich nicht fragen zu müssen, ob ich was zu essen bekomme, sondern im Supermarkt des Lebens herausfinden zu dürfen, was ich essen möchte, ja, was mir schmeckt, um mich nachher sogar über einige Entscheidungen ärgern zu können, obwohl ich satt geworden bin. Wie groß meine Freiheit im Leben ohne innere und äußere Zwänge ist, merke ich meist erst, wenn ein Stück davon verloren geht. Indem ich mir die vielen, scheinbaren Selbstverständlichkeiten in meinem Leben bewusst mache und dankbar für sie bin, fühle ich mich vollkommen frei.



Vanessa Leven

Pädagogische Mitarbeiterin, Familienbildungsstätte Werne

Frei fühle ich mich im Herzen und im Kopf. Im Moment etwas weniger aufgrund der aktuellen Lage. Aber grundsätzlich fühle ich mich frei, solange meine Taten mit meinen Gedanken übereinstimmen und ich so meinem persönlichen Glück und meiner Zufriedenheit entgegenkomme.



Angela Hoves

Leiterin Remigius-Bücherei Borken

Ich fühle mich frei, wenn ich mich zu Fuß oder per Rad in der Natur bewegen kann. Gottes schöne Schöpfung relativiert übergroße Probleme des Alltags und lässt mich klarer sehen und frei entscheiden, was wie zu tun oder zu lassen ist. Eine besondere Form von Freiheit empfinde ich, wenn ich eine innere Einstellung und Haltung einnehmen kann, die auch äußeren Zwängen etwas Positives abgewinnt oder ihnen zumindest mit Gelassenheit begegnet. Denn der Geist ist frei und lässt mich entscheiden: ‚Will ich mich darüber aufregen, oder kann ich das auch einfach mal sein lassen?‘



Kludia Maria Dederichs

Schulseelsorgerin, Berufskolleg Liebfrauenschule Coesfeld

Freiheit bedeutet für mich, mir selbst treu zu bleiben, selbstbestimmt zu leben und mich nicht von der Meinung anderer abhängig zu machen. Ich möchte mein eigenes Leben leben und nicht das Leben der Anderen.



Florian Rolfes

Pastoralreferent, St. Viktor Damme

Richtig frei fühle ich mich auf meinem Fahrrad – ganz besonders, wenn ich meinen Urlaub mit dem Zelt auf dem Gepäckträger verbringe.



Anne Gravendyk

Pastoralreferentin, St. Margareta Wadersloh

Frei fühle ich mich, wenn ich das Gefühl habe, nur da sein zu müssen – nichts leisten, nichts beweisen, nichts vormachen – einfach nur da sein. Es reicht, wie es ist. Das ist in meinen Augen die ‚Freiheit der Kinder Gottes‘. Gott reicht es, wie ich bin – ohne Wenn und Aber.



Laurenz Hintze

FSJler im Jugendcafé AREOPAG Recklinghausen

Ich fühle mich frei, wenn auf meiner To-do-Liste keine Aufgaben mehr stehen. Beim Sport oder beim Graffiti-sprayen wird mein Kopf frei.

Markus Hachmann

Schulseelsorger, St. Pankratius Emsdetten

Nach einem sonnig-heißen Wandertag völlig verschwitzt spontan in einen Teich zu springen, weit raus zu schwimmen und die Landschaft drumherum zu genießen – dabei fühle ich mich richtig frei!



Max Dreckmann

Pastoralassistent, St. Franziskus Münster

Freiheit zeigt sich mir in der Langeweile. Da, wo sich das Denken nicht zwangsläufig auf ein Ding richtet. Da, wo man nicht gebunden ist, nicht von einer Sache in Beschlag genommen wird, da, wo einem keine Richtung oder Auseinandersetzung aufgezwungen wird. Der Langeweile muss man begegnen, sich nicht vor ihr verschanzen. Freiheit meint für mich nicht zwangsläufig Schönheit – manchmal gilt es auch, sie einfach auszuhalten.



Elke Willenborg-Fraas

Pastoralreferentin, St. Mariä-Himmelfahrt Vechta

Ich fühle mich frei, wenn ich ohne Druck und Zwänge über meine Zeit verfügen kann. Diese Momente sind zwar selten, aber dafür umso kostbarer.



Petra Lienemann

Pädagogische Fachkraft im Bundesprogramm Sprachkita, Familienzentrum St. Bernhard Münster

Freiheit bedeutet für mich, präsent im Augenblick zu sein, frei von Erfahrungen, Konzepten, Glaubenssätzen, Egoismen, Werturteilen und Weiterem. Frei zu sein bedeutet für mich auch, nach innen zu lauschen, zu spüren, auf das eigene Herz zu hören. Diese Freiheit kann ich nur täglich neu erringen und bewahren in der Ausrichtung und lebendigen Verbindung zu Gott.



Marc Gutzeit

Geschäftsführer Stadt- und Kreisdekanatsbüro Recklinghausen

Beim Fahrradfahren. Besonders im Frühjahr, wenn die Natur auflebt und die Landschaft jeden Tag anders aussieht. Einfach mal schauen und genießen, Wind und Sonne spüren und die Gedanken ganz woanders hinziehen lassen – Zeit zum Durchatmen.



Wir freuen uns über Ihr Feedback!

Sie haben Fragen, Anregungen oder Kritik? Senden Sie uns eine E-Mail an: liudger@bistum-muenster.de

Immunisiert gegen Corona

Jetzt kennt die Freiheit keine Grenzen mehr

Von Anke Lucht

Wenn einige Ungeimpfte scheinbar auf die Möglichkeiten schauen, die sich vollständig Geimpften angesichts der anstehenden Lockerungen der Corona-Maßnahmen eröffnen haben oder eröffnen werden, ist das menschlich verständlich. Sinnvoll oder gar Ausdruck einer berechtigten Solidaritätsforderung ist es allerdings nicht.

Viele Gründe sprechen dafür, vollständig Geimpften ihre persönliche Freiheit ebenso vollständig wiederzugeben.

Rechtliche Gründe: Komplette Geimpfte sind nach jetzigen wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht mehr ansteckend. Die rechtliche Grundlage, ihnen persönliche Freiheiten vorzuenthalten, entfällt also.

Wirtschaftliche Gründe: Gastronomie, Tourismus, Einzelhandel, Veranstaltungsbereich und Kulturleben liegen am Boden. Wenn die wachsende Zahl vollständig Geimpfter diese Branchen wieder beleben kann, ist das der dringend nötige Silberstreif am Horizont.

Gesundheitspolitische Gründe: Würde die Politik mit Lockerungen warten, bis alle geimpft sind, wäre bei den zuerst Geimpften der Impfschutz schlimmstenfalls wieder abgelaufen. Irgendeine Gruppe müsste also immer auf

die Impfung der jeweils anderen warten, und Lockerungen müssten bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben werden. Außerdem mag die Erkenntnis, dass nur so ein Besuch im Biergarten oder der Ballermann-Urlaub wieder ungezwungen möglich werden, den ein oder anderen grundsätzlich Impfskeptischen doch noch zur Impfung motivieren.



Zu all diesen Erwägungen kommt die entscheidende Frage: Was hätten Ungeimpfte davon, wenn Geimpfte – und übrigens dann auch Gesene, als ob nicht viele von denen schon genug gelitten hätten – weiterhin den selben Einschränkungen unterliegen wie sie? Die Antwort muss lauten: nichts, außer der schalen Gewissheit, dass es bloß niemandem besser geht als ihnen. Mit Solidarität hat das nichts zu tun.

Neid ist nie ein guter Ratgeber für das eigene Gefühlsleben und Verhalten. Das gilt für Impfneid genauso. Jede gesetzte Spritze, egal wer sie bekommt, bringt uns alle insgesamt weiter – und genau das ist Solidarität.

Es gilt also, noch ein bisschen durchzuhalten und zuversichtlich zu sein: Alle, die wollen, kommen dran.

Von Thomas Mollen

„Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein“, singt Reinhard Mey, und ganz bestimmt schweben manche Geimpfte angesichts ihrer frisch erworbenen Immunität auf Wolke Sieben.

Ich kann das nachvollziehen. Als Rheuma-Patient gehöre ich einer hoch eingestuften Risikogruppe an und freue mich, dass ich mich mit der erfolgten Impfung bereits vor einem schweren Krankheitsverlauf schützen und auch mein Infektionsrisiko nachhaltig senken kann.

Aber warum genau sollte ich jetzt verlangen, dass für mich die Cafés und Restaurants, die Kinos und Theater, wieder öffnen sollen, während ihre Türen für Ungeimpfte weiterhin geschlossen bleiben?

Diese Pandemie erfordert von uns allen als Gesellschaft, von jeder und jedem Einzelnen, die Bereitschaft zur Solidarität und zum persönlichen Verzicht. Ich kann mir vorstellen, dass das Vielen nicht leichtfällt. Mir geht es ja genauso: Ich fiebere dem Tag entgegen, an dem ich wieder mit Freunden gemeinsam in gemütlicher Runde in die Kneipe gehen oder ein Fußballspiel im Stadion besuchen kann. Von Urlaub will ich gar nicht erst anfangen. Aber dieser Tag ist eben noch einige Wochen oder Mo-

nate hin. Ist ja schön, dass ich bis dahin als Geimpfter bereits ins Restaurant darf, um dort meine Suppe alleine zu verzehren, oder dass ich im Stadion auf einem zugewiesenen Sitzplatz mit 499 anderen Auserwählten meinem Verein zuzubeln darf. Aber macht das wirklich Freude?



Und: Ist das gerecht gegenüber den anderen, die vermutlich auch gerne bereits geimpft wären, bei denen es aber aus welchen Gründen auch immer länger dauert?

Über ein Jahr lang haben wir es in gesellschaftlicher Solidarität geschafft, der Pandemie entgegenzutreten.

Diese Solidarität sollten wir jetzt nicht aufs Spiel setzen, nur weil einige von uns schneller geimpft werden konnten als andere.

Der Politik zufolge bekommen alle, die es wollen, bis zum Sommer ein Impfangebot. Und dann ist Corona hoffentlich Geschichte. Die paar Monate Zusammenhalten schaffen wir auch noch!

ZEIT ZU LESEN

Freiheit in ihren verschiedenen Facetten: Die Kolleginnen der Fachstelle Büchereien stellen fünf Werke vor, die das Thema in sehr unterschiedlicher Weise beleuchten.



Patrick George

Lass mich frei!

Elf Tiere auf elf Doppelseiten: ein Elefant im Zirkus, ein Fuchschwanz um den Hals einer Frau gewickelt, viele Hühner auf engem Raum, ein Bär im Zoo, ein Krokodil als Material für einen schicken Schuh – alles Beispiele für die (Aus-)Nutzung von Tieren durch Menschen. Wie das Leben dieser Tiere in ihrer natürlichen Umgebung aussähe, zeigt sich jeweils auf den linken Buchseiten beim Umblättern der Transparentfolien. Das Krokodil zum Beispiel schwimmt im Wasser, und der Elefant läuft durch die Savanne. Der Effekt ist verblüffend und regt zum Gespräch über Freiheit und Unfreiheit – auch schon mit kleineren Kindern – an. Ein Bilderbuch für Kinder ab drei Jahren, das die Würde der Tiere eindrücklich sichtbar macht.

ISBN 978-3-89565-311-7 | 12,95 Euro



Christine Drews

Freiflug

Freiheit zu haben, den Wunschberuf auszuüben. Es ist der Traum der erfahrenen Pilotin Rita Maiburg, weltweit auch die großen Maschinen fliegen zu dürfen. Die Lufthansa stellt sie aber nicht als Flugkapitänin ein, weil sie eine Frau ist. Rechtsanwältin Katharina Berner ist in einer vergleichbaren Situation und wird mit ihren beruflichen Ambitionen von Kolleginnen und Kollegen und ihrer Familie ebenfalls nicht ernstgenommen. Ihr Drang nach Unabhängigkeit bringt beide Frauen zusammen, und sie verklagen die Lufthansa und die BRD. Ein lesenswerter biographischer Roman.

ISBN 978-3-8321-8130-7 | 20 Euro



Beatrix Kramlovsky

**Fanny oder
Das weiße Land**

Während des Ersten Weltkriegs werden sechs Männer von russischen Soldaten gefangen genommen. Im Lager in Sibirien freunden sie sich an und beschließen, gemeinsam zu fliehen. Besonders der Offizier Karl sehnt sich nach seiner Frau Fanny im 10.000 Kilometer entfernten Wien. Unter großen Strapazen kämpfen die Männer sich durch die Kälte einer unwirtlichen Landschaft. Auf ihrem langen Weg in die Heimat wachsen sie zu engen Freunden zusammen. Mit viel Einfühlungsvermögen erzählt die Autorin von Sehnsucht, Angst und Hoffnung auf dem Weg in die Freiheit.

ISBN 978-3-446-26797-8 | 23 Euro

Thomas Engelhardt, Monika Osberghau

Im Gefängnis

Ein Kinderbuch über das Leben hinter Gittern



Gefängnisse sind Teil unserer Gesellschaft. Trotzdem kennen nur wenige den Alltag eines Häftlings. Dieser wird hier sachlich und verständlich – nicht reißerisch oder gar beschönigend – erzählt. Der Vater der achtjährigen Sina hat gegen das Gesetz verstoßen und muss eine zweijährige Freiheitsstrafe antreten. Nach und nach erfährt sie mehr über das Leben im Gefängnis und kann besser mit dieser Ausnahmesituation für ihre Familie umgehen. Ein Buch für Kinder ab neun Jahren zum Selberlesen oder als Gesprächsgrundlage.

ISBN 978-3-95470-186-5 | 14 Euro

Jean-Christophe Derrien, Rémi Torregrossa

1984 nach George Orwell



George Orwells 1948 entstandene Dystopie eines totalitären Überwachungsstaats ist ein literarischer Klassiker. Hier wird die Geschichte über den im Wahrheitsministerium Geschichtsfälschung betreibenden und am Regime zweifelnden Winston Smith als Graphic Novel neu erzählt. Totalitäre Regime manipulieren und dulden keine persönliche Freiheit. Auch fast 75 Jahre nach Erscheinen hat dieses dystopische Werk nichts an seiner Bedeutung und Aktualität verloren.


ISBN 978-3-95728-468-6 | 22 Euro

„Lassen Sie sich nicht
verwirren, sondern
bleiben Sie bei dem,
was Sie erfahren haben,
und wissen Sie:
Das Entscheidende
tut der Herr.“

+ Felix

BISCHOF FELIX GENN

Aus der Predigt zur Priesterweihe
am Pfingstsonntag 2021



**„Lass mich alle Fesseln sprengen,
die selbst ich hab mir angelegt.
Lass mich zur wahren Freiheit drängen,
erkennen, was mein Herz bewegt.**

**Durchbrech ich nicht die eigenen Mauern,
entflieh ich nicht des Egos Macht,
so werd mein Dasein ich bedauern,
von hundert Zwängen nur belacht.**

**Schenk mir Flügel, lass mich fliegen,
lass mich durchbrechen Raum und Zeit,
auf dass der Geist die Schwermut wird besiegen
und ich mich öffne himmelweit.“**

Petra Lienemann

Pädagogische Fachkraft im Bundesprogramm Sprachkita,
Familienzentrum St. Bernhard Münster